

Nachbarschaftsentwicklung Lindau-Zech (Bodensee)

Arm und Reich: Die Stadt driftet auseinander – was tun?

Die neue kommunale Herausforderung – veränderte gesellschaftliche Rahmenbedingungen zwingen zur Anpassung. Engere finanzielle Spielräume gepaart mit verhärteten, sich verstärkenden sozialen Problemen brauchen neue Instrumente der Problemlösung. Dr. Marie-Therese Krings-Heckemeier und Meike Heckenroth von empirica zeigen einen Weg am Beispiel von Lindau-Zech (Bodensee).

Unter den Bedingungen einer schrumpfenden und alternden Stadt entstehen zunehmend Polarisierungen im Stadtgefüge: Sozialökonomisch stabile Stadtteile (z. B. wohlhabende Einfamilienhausgebiete) und schrumpfende Stadtteile mit Wohnungsleerständen, rückläufiger Kaufkraft und zunehmender sozialer Segregation werden parallel existieren. Eine Lösung für überforderte Nachbarschaften ist eine integrierte Nachbarschaftsentwicklung, empirica hat Prozesse dieser Art in mehreren Kommunen initiiert und in der praktischen Umsetzung begleitet. In diesem Zusammenhang wurden bundesweit verschiedenste Erfahrungen mit neuen Organisationsformen der Nachbarschaftsentwicklung und sozialpolitische Antworten für unterschiedliche Ausgangssituationen in belasteten Gebieten gesammelt. In den kommenden Ausgaben der DW werden diese kommunalen Stadtteilentwicklungserfolge anhand von konkreten Beispielen dokumentiert.

Ungleichheit innerhalb der Stadt wächst

Die Nachbarschaftsentwicklung in belasteten Wohn- und Mischgebieten ist massiv gestört.

ÜBERSICHT

- Nachbarschaftsentwicklung Lindau-Zech (Bodensee)
Besondere Verfahrensstrukturen aus Sicht der Stadt Lindau **Seite 13**
- Nachbarschaftsentwicklung Lindau-Zech (Bodensee)
Wohnungswirtschaftliche Herausforderung aus Sicht des Wohnungsunternehmens **Seite 15**
- Nachbarschaftsentwicklung Lindau-Zech (Bodensee)
Stärkung der Nachbarschaftsnetze **Seite 16**
- Nachbarschaftsentwicklung Lindau-Zech (Bodensee)
Warum sind Netzwerke im Quartier so wichtig – Gespräch mit Stadtteilmanagerin Gabriele Zobel **Seite 17**

Zentrale gesellschaftliche und wirtschaftliche Anpassungen kommen in diesen Nachbarschaften schlechter voran als in anderen Gebieten. Die Ungleichheit innerhalb der Stadt wächst. Der Wohnungsmarkt ist in den belasteten Nachbarschaften – vor allem für stabile Haushalte – zu wenig attraktiv. Der Unternehmenssektor ist zu wenig expansiv. Die Einbindung in eine überregionale Wirtschaft bleibt zu schwach. Eine erfolgreiche Nachbarschaftsentwicklung beruht auf den klassischen und bewährten Entwicklungskomponenten: Investitionen in Humankapital und dadurch erhöhte Produktivität, Vermögensbildung oder Kapitalakkumulation durch hohe Ersparnisse, Ausbau der technischen und baulichen Infrastruktur, effizientere Organisationen, ständige Unternehmensgründungen und -expansionen sowie einer systematischen Förderung des Sozialkapitals, d. h. der Unterstützung nachbarschaftlicher Netze und Kontakte. Nachbarschaftsentwicklung entsteht durch ein Zusammenwirken von Marktsteuerung, verbesserten öffentlichen Leistungen, insbesondere Schulangeboten und Infrastruktur, sowie der Unterstützung gesellschaftlichen Handelns in der Bewohnerschaft.

Knappe Kassen machen eine neue Organisationsform erforderlich

Die veränderten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen führen zu Anpassungszwängen. In vielen Fällen wird die Kommunalpolitik von zwei Seiten in die Zange genommen. Die finanziellen Spielräume werden immer enger, so dass es nicht mehr möglich ist, einfach die gewohnten Instrumente intensiver zu nutzen. Gleichzeitig verhärten und verstärken sich die sozialen Probleme, die sich räumlich niederschlagen und eine gesonderte Aufmerksamkeit erfordern.

Im Rahmen des Bund-Länder-Programms „Soziale Stadt“ werden seit 1999 in 229 Städten ressortübergreifende Handlungskonzepte für 331 Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf erarbeitet¹. Ausgangspunkt dieser integrierten Verfahren sind komplexe Problema-

gen, die weit über das üblicherweise im Politikfeld „Stadterneuerung“ behandelte hinausgehen. Diese Strategieansätze, die eine Integration von verschiedenen Ressorts voraussetzen, in denen traditionell nicht in der räumlichen Kategorie Stadtteilebene „gedacht“ wird, liefern die Schlüssel zu einer nachhaltigen Veränderung und zur Stabilisierung der Gebiete. Die Stadt Lindau am Bodensee hat sich im Jahr 2000 mit dem Stadtteil Zech für die Aufnahme in das Bund-Länder-Programm beworben. Anhand des folgenden Beispiels wird deutlich, wie unterschiedliche Akteure (u. a. Kommune, Landratsamt, Wohnungsunternehmen, Akteure im Stadtteil, Stadtteilmanagement und Bürger) koordiniert durch eine externe Projektsteuerung gemeinsam an einem Strang ziehen und die Entwicklung eines benachteiligten Quartiers voranbringen.

Dr. Marie-Therese Krings-Heckemeier
Meike Heckenroth
E-Mail: berlin@empirica-institut.de

Petra Meier to Bernd-Seidl
Oberbürgermeisterin Stadt Lindau am Bodensee
E-Mail: Kaemmerei@lindau.de

Heiko Leonhard
Geschäftsführer GWG
E-Mail: Heiko.Leonhard@gwg-lindau.de

Gabriele Zobel
Stadtteilmanagerin
E-Mail: Treffpunkt-zech@gmx.de

empirica
Forschung und Beratung
Kurfürstendamm 234, 10719 Berlin
Tel.: (030) 88 47 95 - 0
Fax: (030) 88 47 95 - 17
E-Mail: berlin@empirica-institut.de
Internet: www.empirica-institut.de

¹ Stand November 2003, Bundestransferstelle Soziale Stadt (Deutsches Institut für Urbanistik)

Besondere Verfahrensstrukturen aus Sicht der Stadt Lindau

Der Stadtteil Zech (ca. 1.650 Einwohner) liegt im Osten der Stadt Lindau (ca. 24.000 Einwohner) im Grenzbereich zu Österreich. Durch ein Gewerbegebiet getrennt, liegt Zech isoliert vom gesamtstädtischen Zusammenhang. Der Stadtteil selbst ist durch eine stark befahrene Bundesstraße in zwei Bereiche unterteilt – das nördliche und das südliche Zech (Grenzsiedlung). Beide Bereiche sind durch dreigeschossige Mehrfamilienhäuser (vier bis zehn Wohneinheiten je Eingang) aus den 50er- und 60er-Jahren dominiert. Der Anteil der Ein- und Zweifamilienhäuser liegt bei rund 20 %. Die kommunale Wohnungsbau-Gesellschaft (gemeinnützige Wohnungsbau-Gesellschaft mbH Lindau-Bodensee GWG) besitzt knapp 60 % des Wohnungsbestandes in Lindau-Zech (385 Wohneinheiten).

Problemlagen im Stadtteil Lindau Zech bei Aufnahme in das Programm: Bauliche Struktur

Ein Großteil der Gebäude und Wohnungen der GWG befindet sich in einem sehr desolaten baulichen Zustand. Modernisierungen sind zum Teil wirtschaftlich nicht mehr tragbar, so dass über einen Abriss nachgedacht werden musste.

Problemlagen im Stadtteil Lindau-Zech bei Aufnahme in das Programm: Soziale Struktur

Die Sozialstruktur in Zech weicht in mehreren Punkten von der gesamtstädtischen Sozialstruktur ab. Der Ausländeranteil liegt mit knapp 30 % deutlich über dem gesamtstädtischen Ausländeranteil von 16 %. Auffällig ist zudem der extrem hohe Anteil der älteren Bewohner (31 % der Bewohner sind über 60 Jahre alt) bei einem gleichzeitig hohen Anteil der unter 18-Jährigen (25 %). Ursache für diese Verschiebung in der Sozialstruktur ist die Tatsache, dass die jüngeren deutschen Haushalte in der Familiengründungs- bzw. -erweiterungsphase (oft „unfreiwillig“) wegziehen, weil sie im Stadtteil Zech kein entsprechendes Wohnangebot finden. Die Älteren hingegen, in der Regel „Alteingesessene“, die mit dem Stadtteil stark verbunden sind und schon über 30 Jahre dort wohnen, möchten bis an ihr Lebensende in Zech wohnen bleiben. Da der bauliche Zustand der Mietwohnungen eher schlecht ist, ziehen in die frei werdenden Wohnungen überwiegend jüngere ausländische Familie mit vielen Kindern, die wenig andere Wahlmöglichkeiten auf dem Wohnungsmarkt haben. Vor diesem Hintergrund kam es öfter zu Konflikten zwischen den einzelnen Bewohnergruppen im Stadtteil. Die älteren Bewohner fühlten sich al-

lein gelassen und erlebten quasi direkt den „Untergang“ ihres Stadtteils. Die neuen zu meist ausländischen Bewohner waren oft noch nicht richtig in Zech „angekommen“. Andere Wertvorstellungen und Lebensumstände führten zu Nachbarschaftskonflikten. Eine gemeinsame Zukunftsvision für den Stadtteil bestand bei den Bewohnern nicht.

Aufnahme in das Programm „Soziale Stadt“ und Einbindung der Bewohner als Antwort auf die besondere Problemsituation

Diese besondere Sozialstruktur, in Verbindung mit massiven baulichen Mängeln war für die Stadt Lindau ausschlaggebend, den Stadtteil Zech für das Programm „Soziale Stadt“ auszuwählen. Die Stadt hat frühzeitig entschieden, dass für eine erfolgreiche mittel- bis langfristige Aufwertung des Quartiers die Bedürfnisse der Bewohner im Mittelpunkt der Bemühun-

gen stehen müssen. Die Bewohner wurden als „Experten“ für ihre Wohnsiedlung gesehen und in ihren Bedürfnissen ernst genommen: Es wurde eine Beteiligungs- und Kommunikationsstruktur geschaffen, die alle Bewohnergruppen des Quartiers sowie eine Vielzahl von Akteuren einbindet und miteinander vernetzt. Bereits im Rahmen der vorbereitenden Untersuchung, die vom Forschungsinstitut empirica durchgeführt wurde, wurden die Bewohner in den Entwicklungsprozess eingebunden. Durch eine Auftaktveranstaltung wurde das Programm „Soziale Stadt“ der Quartiersöffentlichkeit bekannt gemacht. Die Veranstaltung wurde von rund 150 Bewohnern besucht. Unter Beteiligung aller involvierten Akteure wie Wohnungsunternehmen, Oberbürgermeisterin, Stadtverwaltung, Schulen, Kindereinrichtungen usw. wurden mit den Bewohnern ihre Anliegen und Projektideen erörtert.

Im Anschluss an die Auftaktveranstaltung ist durch eine repräsentative Haushaltsbefragung im Quartier und durch kontinuierliche zugehende Befragungen (Gespräche mit den dortigen Bewohnern, Besuchen von bestehenden Arbeitsgruppen usw.) deutlich gewor-

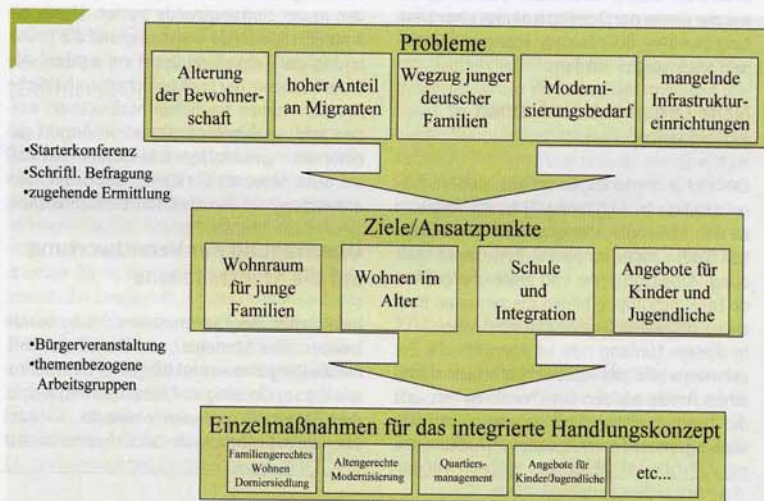


Abb. 1: Erarbeitung des integrierten Handlungskonzeptes mit den Bewohnern

empirica



Starterkonferenz, Mai 2001: Jugendliche präsentieren ihre Anliegen

den, dass aus Sicht der Bewohner vier Themen als besondere Handlungsschwerpunkte gesehen wurden: Neubau für junge Familien, Wohnen im Alter, Kinder-/Jugendliche, Schule/Integration.

Das zentrale Anliegen der Bewohner war es, die Voraussetzungen von neuen Wohnangeboten für junge Familien (unter anderem im Eigentum) in Zech zu schaffen, um die Bewohnerstrukturen im Stadtteil zu stabilisieren. Im Rahmen der Bürgerbeteiligung wurden mit den Bewohnern in verschiedenen Veranstaltungen die Vor- und Nachteile der alternativen

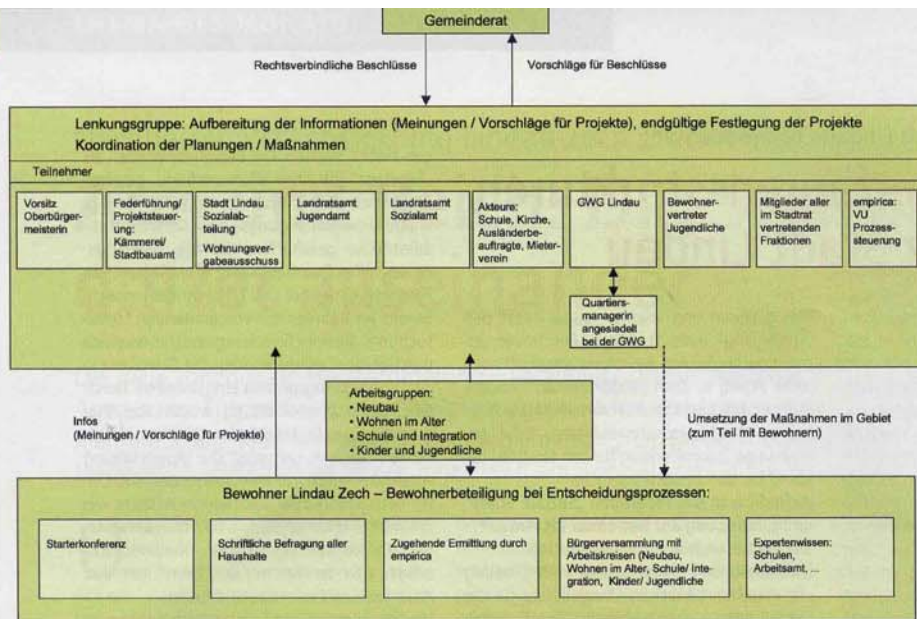


Abb. 2: Organisationsstruktur

Flächenpotenziale, die in der Siedlung zur Verfügung stehen, diskutiert und Lösungsansätze entwickelt. Auch emotionale „Tabuthemen“ wie der Abriss der Dorniersiedlung, einer Siedlung aus den 30er-Jahren, konnten gemeinsam angegangen werden.

Neue Organisationsformen erforderlich

Die neu initiierte Organisations- und Verfahrensstruktur (s. Abbildung 2) ist im Vergleich zu den bisherigen Planungsvorhaben seitens der Stadt Lindau innovativ: Bewohnereinbindung, Arbeitsgruppen und ämterübergreifende Lenkungsgruppe bilden die zentralen Bausteine der neuen Organisationsstruktur. In diesem Umfang neu ist ebenfalls die Zusammenarbeit der unterschiedlichen städtischen Ämter mit den verschiedenen Ressorts des Landratsamtes, die Kooperation mit verwaltungsexternen Mitgliedern (Akteure/In-

stitutionen aus dem Quartier) sowie mit den Ratsmitgliedern, die sich unter dem Vorsitz der Oberbürgermeisterin in regelmäßigen Abständen in der Lenkungsgruppe treffen. Durch die ämterübergreifende Besetzung und die Erweiterung der Lenkungsgruppe um externe Akteure ist zudem der breit gefächerte inhaltliche Ansatz – neben baulichen Maßnahmen werden auch soziale Maßnahmen in Angriff genommen – gewährleistet. Insgesamt hat sich bei allen Akteuren ein Gefühl der Gesamtverantwortung für den Stadtteil Zech entwickelt.

Übertragung der Verantwortung auf die Stadtebene

Im Rahmen der Quartiersentwicklung wurde bewusst eine Strategie „von unten“ gewählt, die die Bürgerinnen und Bürger im Quartier sowie die vor Ort tätigen Akteure konsequent in den Entwicklungsprozess einbindet, so dass über die Artikulation von Bedürfnissen hinaus

die daraus abgeleiteten Projektideen von den Bewohnern mitgetragen werden. In der Anfangsphase des Programms „Soziale Stadt“ wurde der Prozess und die Erarbeitung des integrierten Handlungskonzepts zunächst durch das externe Forschungsinstitut empirica gesteuert und organisiert. Nach Errichtung des Stadtteilbüros konnte ein Großteil der Aufgabenbereiche auf das Stadtteilmanagement vor Ort übertragen werden.

Fazit: Wir-Gefühl und bauliche Aufwertung

Aufgrund der Standortqualitäten des Stadtteils, die auch die dort lebenden Bürgerinnen und Bürger sehen und sehr schätzen, ist eine durchgreifende Aufwertung des Stadtteils möglich. Ziel ist es, der Stigmatisierung entgegenzuwirken und mittel- bis langfristig die Wohn- und Lebensqualität in Zech zu verbessern. Neben dem Abbau der räumlichen Konzentration von „problematischen“ Haushalten sind die Hauptschwerpunkte der Aufwertungsstrategie Abriss von Teilbereichen, um kostengünstige Wohnangebote für den Eigentümerwerb realisieren zu können, „Neubau für junge Familien“ und seniorengerechte Modernisierungen. Durch die Modernisierung und die neuen Wohnangebote sollen sozial stabile Haushalte in Lindau-Zech gehalten oder gewonnen werden. Parallel werden durch die bewohnergetragenen Projekte im Stadtteilzentrum Kommunikationsstrukturen im Quartier geschaffen, die das „Miteinander“ fördern und neue Lebensqualitäten für die einzelnen Bewohner zur Folge haben.



Hösel heißt jetzt Bochum.

Per Fernunterricht zum Immobilienkaufmann.

Der Fernunterricht mit Tradition „Hösel“ bietet Nachwuchskräften der Immobilienwirtschaft, Technikern und Quereinsteigern das Grundwissen nach dem Berufsbild Kaufmann/-frau in der Grundstücks- und Wohnungswirtschaft. Mit fachlich hoher Qualität, praxisnahem Lehrstoff und gut strukturiertem Lehrmaterial bildet das EBZ innerhalb von 2 Jahren zum Immobilienkaufmann aus.

Gerne berät Sie Frau Dietrich persönlich Tel.: 0234 / 9447- 509
E-Mail: g.dietrich@e-b-z.de · Weitere Infos unter: www.e-b-z.de.



EBZ - Europäisches Bildungszentrum
der Wohnungs- und Immobilienwirtschaft

Wohnungswirtschaftliche Herausforderung aus Sicht des Wohnungsunternehmens

Knapp 60 % der Gebäude bzw. 385 Wohnungen im Stadtteil Zech sind im Besitz der Gemeinnützigen Wohnungsbaugesellschaft mbH Lindau-Bodensee (GWG). Insgesamt sind etwa 86 % des Wohnungsbestandes des GWG in Zech in einem unbefriedigenden Zustand (s. Abbildung 1). Diese 270 Wohnungen müssen zwangsläufig in den nächsten Jahren modernisiert oder teilweise rückgebaut werden. Das Problem, dass die jüngeren Haushalte in der Familiengründungsphase den Stadtteil Zech verlassen, um in einem anderen Stadtteil eine modernisierte Wohnung zu mieten oder um ein Einfamilienhaus zu erwerben, ist den alteingesessenen Bewohnern sehr bewusst. Durch den einseitigen und desolaten Wohnungszustand sind viele Haushalte mit wenigen Wahlfreiheiten auf dem Wohnungsmarkt – insbesondere sozial schwache ausländische Haushalte – in das Gebiet gezogen. Die „soziale Mischung“ im Gebiet stimmte nicht mehr, so dass noch mehr stabile Haushalte Lindau-Zech verlassen haben. Bei der Befragung wurde deutlich, dass viele Bewohner „unfreiwillig“ wegen des Mangels an gewünschten Mietwohnungen/Eigentum den Stadtteil verlassen. Die GWG hat mit der Zielsetzung einer Mischung (zum Beispiel Alter und Haushaltstypen) und einer sozialen Stabilisierung bauliche Umgestaltungsprojekte in Angriff genommen und die Umsetzung mit den Bewohnern diskutiert.

- Abriss und Neubau von 30 Einfamilienhäusern in der Dorniersiedlung
- Umbau und Modernisierung des „Ledigenheims“ mit 15 neuwertigen Mietwohnungen
- Modernisierung der 27 Wohneinheiten in der Immanuel-Kant-Straße
- Neubau des GWG-Wohnturms über eine bestehende Garagenanlage. Spezielles Wohnangebot für junge Menschen im Stadtteil.

Für die GWG sind diese umfassenden Bestandsveränderungen eine „Mammutaufgabe“. Von besondere Bedeutung ist daher die gute Zusammenarbeit aller Beteiligten (GWG, Verwaltung, Bürgerbeteiligung), ein reibungsloses Modernisierungsmanagement seitens der GWG sowie Geduld und Verständnis der Mieter, die maßgeblich von den Modernisierungen betroffen sind. Für die GWG war und ist bei allen Überlegungen der Faktor Zeit sehr wichtig. Um den Abwärtstrend in Lindau-Zech zu stoppen und den Stadtteil insgesamt zu stabilisieren, ist eine zügige Umsetzung der geplanten



Planung: Modernisierung Immanuel-Kant-Straße, GWG, 2004

Projekte dringend erforderlich. Um sofort sichtbare Zeichen zu setzen, damit die Menschen vor Ort erkennen, dass sich etwas bewegt, hat die GWG schnell gehandelt, nach dem Motto: „Besser eine 95 %-Lösung realisieren, als jahrelang über 100 % reden.“

Exemplarische Modernisierungsvorhaben in Lindau-Zech-Projekt „Dorniersiedlung“

Die Dorniersiedlung ist in den 30er-Jahren errichtet worden und entspricht mittlerweile nicht mehr den heutigen Wohnanforderungen. Aufgrund der massiven baulichen und sicherheitstechnischen Mängel können die Häuser nicht mehr modernisiert werden. Bereits 2001 standen 25 % der Wohnungen leer. Seit Jahren war die Umgestaltung der Dorniersiedlung ein von der Verwaltung ausgespartes „Tabu-Thema“. Die Häuser sind in den 30er-Jahren unter Mithilfe der Bewohner errichtet worden und der Bezug der Alteingesessenen zu ihren Häusern ist sehr hoch. Im offenen Diskussionsprozess mit den Bewohnern konnten die bisher vehementen Proteste gegen den Abriss

der nicht mehr zu sanierenden Häuser der GWG gemildert werden. Die Angst der überwiegend älteren Bewohner, die Entwicklung nicht beeinflussen zu können, konnte ausgeräumt werden und eine für alle Beteiligten akzeptable Lösung wurde gefunden: Sobald beide Doppelhaushälften leer stehen, werden neue Wohnungsangebote in ähnlichem Haustyp (Einfamilienhäuser) für junge Zecher Familien durch das Wohnungsunternehmen realisiert. Im Laufe der Zeit werden so in der Dorniersiedlung 24 frei stehende Einfamilienhäuser, sechs Reihenhäuser und ein zweigliedriger Geschossbau mit zehn Wohnungen entstehen. An der ersten Vermarktungsveranstaltung haben 200 Interessenten teilgenommen. Die ersten realisierten Häuser wurden sofort verkauft.

Projekt „Kunert-Ledigenheim“

Durch eine sehr kritische Belegung wurde das sog. „Ledigenheim“ in den letzten Jahren immer mehr zum sozialen Brennpunkt im Stadtteil. Das durch die Firma Kunert verwaltete Ledigenheim verfügt über rd. 80 lediglich 8,5 qm große Einzimmerwohnungen (ohne integrierte Küche und Badezimmer). Ursprünglich wohnten in dem Haus Angestellte der Firma Kunert, im Laufe der Jahre änderten sich die Wohnansprüche der Mitarbeiter und die Wohnungen wurden vor allem von ausländischen Männern bezogen, die auf dem freien Wohnungsmarkt Probleme hatten, eine Wohnung zu finden. In der Regel nutzten die Bewohner das Zimmer als „Übergangslösung“, die Fluktuation war dementsprechend hoch. Die „Übergangsbewohner“ haben keine Rücksicht auf die Alteingesess-



Abb. 1: Baulicher Zustand der Wohnungen in Zech

Quelle: GWG, Lindau, 2004



Bestandsgebäude in der Dorniersiedlung, 2004



Neubau in der Dorniersiedlung, 2004



Neubau in der Dorniersiedlung, 2004



Neubau in der Dorniersiedlung, 2004



„Ledigenheim“ vor der Modernisierung, 2004



Planung: Modernisierung Ledigenheim, GWG, 2004



Junges Wohnen, geplante Nachverdichtung über Garagen, 2003



Junges Wohnen, Wohnturm in der Realisierung, 2004

Fotos: Heiko Leonhard, GWG Lindau

senen genommen (nächtliche Ruhestörungen, Alkoholkonsum im öffentlichen Raum etc.). Ohne umfassende Aufwertung des Gebäudes und eine Veränderung der Bewohnerzusammensetzung wäre eine dauerhafte Stabilisierung des Stadtteils nicht möglich gewesen. Nach Verhandlungen mit dem Eigentümer konnte die GWG das Gebäude erwerben. Die

restliche Entmietung des Gebäudes wurde vom alten Eigentümer übernommen und das Gebäude ist im Juni 2004 in das Eigentum der GWG übergegangen. Nach umfassender Modernisierung und Grundrissveränderungen werden ab April 2005 insgesamt 15 neuwertige Mietwohnungen vermietet.

Nachbarschaftsentwicklung Lindau-Zech (Bodensee)

Stärkung der Nachbar- schaftsnetze

Neben der Verbesserung der Lebensqualität und der Optimierung öffentlicher Leistungen zur Verbesserung der Chancengleichheit kommt der Stärkung der Nachbarschaftsnetze eine zentrale Rolle bei der Entwicklung benachteiligter Stadtteile zu. Viele Bewohner sind aufgrund ihrer persönlichen Situation, aufgrund von Armut oder durch den Verlust des Arbeitsplatzes von anderen Bewohnern isoliert. Frustration, Resignation und Motivationslosigkeit sind häufige Folgen einer solchen Isolation.

Nachbarschaften haben den großen Vorteil, dass sie in der Regel heterogen zusammengesetzt sind. In fast jeder Nachbarschaft gibt es Menschen, die in der Lage und bereit sind, andere zu unterstützen, Nachbarn zu beraten und ihnen beim Wiedereinstieg in die Gesellschaft zu helfen. Aktivierung heißt dementsprechend nicht nur, dass die Bewohner wieder ermuntert und befähigt werden müssen, sich für ihre Belange einzusetzen. Aktivierung heißt auch, Möglichkeiten zur gegenseitigen Unterstützung zu schaffen bzw. vorhandene Potenziale zu stärken.

Die Einstellung einer Stadtteilmanagerin war in Zech u. a. Ergebnis der Vorbereitenden Untersuchung und der Bürgerbeteiligung. Seither (September 2002) wurde bereits eine Vielzahl von unterschiedlichen Projekten durch die Bewohnerschaft – unterstützt durch die Stadtteilmanagerin – initiiert. Für den Stadtteiltreff hat das Wohnungsunternehmen mittlerweile vier leer stehende Wohnungen zur Verfügung gestellt. Die Bandbreite der Aktivitäten im Stadtteiltreff reicht von Mutter-Kind-Gruppen, Breakdance für Kinder und Jugendliche über die Herausgabe eines Stadtteilblattes (1.000 Exemplare pro Auflage), die Gründung eines Bürgerbeirats bis zu Sprachkursen für türkische und deutsche Frauen, Jugendleiterschulungen, Kursen für Kinder und Erwachsene am Computer, einen gemeinsamen Mittagstisch, einen Catering-Service und Nachbarschaftskaffee.

Der „soziale Gewinn“ durch die Realisierung von Projekten, die durch die Bewohner selber getragen werden, ist sehr hoch. Durch bedarfsgerechte Projekte sind Spin-Off-Effekte entstanden, die in ihren Wirkungen über die Stadtteilgrenze hinausreichen und sowohl das Selbstwertgefühl der Bewohner als auch das Image von Zech verändert haben.

Nachbarschaftsentwicklung Lindau-Zech (Bodensee)

Warum sind Netzwerke im Quartier so wichtig – Gespräch mit Stadtteilmanagerin Gabriele Zobel

Gabriele Zobel ist seit September 2002 Stadtteilmanagerin in Lindau-Zech. Mit geringem Budget und viel Kreativität knüpft sie Netzwerke. Warum ihre Arbeit für den Erfolg der Nachbarschaftsentwicklung so wichtig ist, zeigt das Gespräch, das Dr. Marie-Therese Krings-Heckemeier und Meike Heckenroth mit ihr führten.

Frau Zobel, Sie haben durch eine zugehende Arbeit im Quartier ein dichtes Netz von bürgerschaftlichem Engagement aufgebaut – können Sie sich noch an Ihre erste Arbeitswoche in Lindau-Zech erinnern, wie haben Sie im Stadtteil mit Ihrer Arbeit begonnen?

Gabriele Zobel: Meine Arbeit im Quartier hat auf der Straße begonnen. Ich bin in den ersten Wochen durch den Stadtteil gelaufen und habe die Bewohner vor Ort direkt angesprochen. Nur so konnte ich erfahren, was für Anliegen die Bewohner haben. Auf dem Spielplatz habe ich eine Gruppe Frauen getroffen, die sich Räumlichkeiten wünschten, damit sie sich mit ihren Kindern auch bei schlechtem Wetter treffen konnten. So hat es begonnen. Ich habe meine erste Aufgabe darin gesehen, in Abstimmung mit dem Wohnungsunternehmen schnell und ohne großen Kostenaufwand geeignete Räume im Quartier zu finden.

Wie haben sich die zentral im Stadtteil liegenden Wohnungen mit Leben gefüllt?

Gabriele Zobel: Das hat sich aus dem Bedarf heraus entwickelt. Beim ersten Treffen mit den Frauen war in der Wohnung noch nichts vorhanden, kein Stuhl, nichts. Drei der Frauen haben Klappstühle mitgebracht, so dass wir bei unseren Diskussionen zumindest sitzen konnten. Das Ergebnis des ersten Abends war, dass wir ein Zimmer als Spielzimmer für Kinder, ein Zimmer als Begegnungsraum für die Mütter und das dritte Zimmer als Büro für das Stadtteilmanagement einrichten. Die Frauen waren sehr kreativ, haben Aushänge im Kindergarten und beim Bäcker gemacht, um an Mobiliar zu kommen. Über den Quartiersfonds Programm Soziale Stadt haben wir ein kleines Budget zur Verfügung gestellt bekommen (ca. 1.000 Euro). Davon wurden Regale, Kinderstühle und zum Beispiel eine kleine Kinderküche gekauft. Der überwiegende Teil der Einrichtungsgegenstände wurde von den Frauen zusammengetragen, die mit viel Euphorie dabei waren und weitere Ideen wurden entwickelt. Eine Bewohnerin im Quartier ist Erzieherin. Sie kam auf die Idee, eine Kinderbetreuung anzubieten. Für einen kleinen Obolus können inzwischen Mütter ihre Kinder jeden Dienstag für ein paar Stunden in der Kleinkinderbetreuung im Stadtteiltreff abgeben und in Ruhe zum Arzt oder Einkaufen gehen.

Ein wesentliches Element zur Förderung von Nachbarschaften sind Trefforte, die von unterschiedlichen Gruppen angenommen werden. Wie haben Sie es geschafft, dass neben

den ausschließlich jüngeren deutschen Frauen der Mutter-Kind-Gruppe auch andere Altersgruppen und Nationalitäten den Treff angenommen haben?

Gabriele Zobel: Neben der Frauengruppe gab es noch eine andere Interessengruppe im Quartier, die schon lange für einen Aufenthaltsort gekämpft hatte: die Jugendlichen aus Zech. In der Vergangenheit hatte es sehr viel Ärger mit Jugendlichen – einer Breakdance-Gruppe – gegeben. Die Jugendlichen hatten als Treff im Quartier den Kirchenvorplatz gewählt, was von vielen als anstößig empfunden wurde. Die Jugendlichen haben dort laut Musik gehört und getanzt. Nachbarschaftskonflikte, die zum Teil eskalierten, blieben nicht aus, so dass die Polizei häufiger gerufen wurde. Die Clique von ca. 20 Jugendlichen hat ihren Treffpunkt dann an den Sportplatz verlagert, wieder unter freiem Himmel. Ich habe die Jugendlichen gleich zu Beginn aufgesucht. Ein erstes Treffen fand in der Hauptschule statt. Dann haben wir Stadtteilspaziergänge gemeinsam mit den Jugendlichen und Vertretern der Stadt und Bewohnern des Quartiers gemacht und überlegt, wo die Jugendlichen einen Jugendtreff haben könnten, der niemanden stört. Da absehbar war, dass die Realisierung eines Jugendtreffs noch einige Zeit beanspruchen würde, haben wir parallel nach einem Provisorium gesucht. Die GWG stellte im selben Haus zwei weitere Wohnungen zur Verfügung und wenige Wochen später wurden diese von den Jugendlichen bezogen. Auch bei den Jugendlichen war die Euphorie enorm, mit Graffiti haben sie die Wohnung gestaltet und sich selbstständig Möbel, Musikanlagen etc. organisiert. Ein Raum wurde als Breakdance-Übungsraum eingerichtet, in dem die älteren Jugendlichen den jüngeren das Tanzen beibringen. Es war wirklich überraschend, was die Jugendlichen, die vorher eher als Störenfriede im Quartier galten, auf die Beine gestellt haben. Sie haben zum Beispiel auch eine Säuberungsaktion in der Siedlung durchgeführt, als Gegenleistung für die Nutzungen der Wohnungen.

Frauen der Mutter-Kind-Gruppe haben „Werbung“ für den Treff gemacht, andere Frauen angesprochen und auch ausländische Frauen für Idee eines Treffpunktes im Gebiet begeistert. So kamen relativ früh ausländische Frauen in den Treff. Die haben wieder andere gefragt, die teilweise gar nicht Deutsch konnten usw. Wichtig war auch, dass es keine Räume der Kirche waren. Unsere Vorstellung war, dass wir einen Treff schaffen, in den auch die Oma von nebenan



Obern: Internationaler Frauentreff

Unten: Kinderbetreuungsraum

Fotos: empirica / Meike Heckenroth



Kinderbetreuung, 2004



Kinderbetreuung, 2004



Jugendliche geben Breakdance-Unterricht
Foto: empirica / Meike Heckenroth



Jugendliche beim Aufräumen im Quartier



Jugendliche im Projekt Metallverarbeitung



Jugendliche designen die Homepage für den Stadtteil



Türkischunterricht von Bewohnern für Bewohner

Fotos: Gabriele Zobel

kommt und der Opa vom Neubau drüben und wir haben neben der Mutter-Kind-Gruppe ein Nachbarschaftskaffee gegründet. Zum Nachbarschaftskaffee kommt heute eine bunte Mischung von Jung und Alt. Das ist eine ganz beständige Gruppe von ca. 12 Leuten, die sich – auch in der Ferienzeit – kontinuierlich jeden Freitagmorgen trifft und sich mit der Organisation für das Frühstück abwechselt.

Ganz entscheidend war in der Anfangsphase auch, dass wir ca. vier Wochen nach dem Einzug in den Treff ein Eröffnungsfest gemacht haben, zu dem der gesamte Stadtteil eingeladen war. Gemeinsam mit den Bewohnern des Stadtteiltreffs haben wir die Tiefgarage in der Nachbarschaft des Stadtteiltreffs ausgeräumt. Es sind ungefähr 250 Personen aus dem Stadtteil, die Bürgermeisterin, der Geschäftsführer des Wohnungsunternehmens, der Pfarrer usw. gekommen. Die komplette Organisation des Festes wurde von den Bewohnern übernommen. Insbesondere eine Gruppe von ausländischen Frauen hatte ein attraktives Buffet vorbereitet. Bei dem Fest habe ich dann noch mal die Möglichkeit genutzt, viele Personen anzusprechen, auch viele türkische Männer, weil ich erlebt habe, wie schwierig es ist, den Kontakt zu türkischen Frauen aufzubauen, wenn die Männer nicht ebenfalls eingebunden werden und wissen, was in dem Nachbarschaftstreff passiert. Seit dem Fest kommen auch die türkischen Männer regelmäßig ins Haus, bringen mal die Kinder zur Kinderbetreuung oder setzen sich ins internationale Frauencafé mit rein, wenn auch nur für zehn Minuten, aber sie sind relativ vertraut mit dem Treffpunkt. Das Wichtigste war, auf die ausländischen Mitbürger zuzugehen und sie direkt einzubinden.

Die Anzahl der Aktiven im Stadtteil wächst stetig und ständig und es entstehen unentwegt neue Ideen und Projekte. In dem internationalen Frauentreff ist zum Beispiel der Wunsch aufgenommen, Türkischkurse anzubieten. Eine Bewohnerin, die mit einem Türken verheiratet ist, hat sich für diese Idee stark gemacht und interessierte Frauen angesprochen. Eine der türkischen Frauen hat sich bereit erklärt, grundlegende Sprachkenntnisse zu vermitteln. Das Projekt ist für beide Seiten ein Erfolg: Die Bewohner sind froh in türkischer Sprache grüßen zu können und auch die türkische „Lehrerin“ aus dem Quartier lebt auf. Sie hat beispielsweise stolz ihren Kindern erzählt, dass sie andere Frauen unterrichtet. Sie bereitet sich sehr gewissenhaft vor. Dadurch hat sie eine wichtige Rolle in dem Projekt bekommen und es wirkt auf die anderen türkischen Mitbürger, die hier den Treff nutzen. Sie erleben, dass sie akzeptiert werden und den Treffpunkt mitgestalten können.

Mittagstisch für 50 Personen

Ein anderes Beispiel ist sicherlich der Mittagstisch, der in Zech mittlerweile nicht mehr wegzudenken ist. Was hat der Mittagstisch für eine Bedeutung für das Miteinander im Quartier und wie kann man so etwas überhaupt koordinieren?

Gabriele Zobel: Entstanden ist der Gedanke eines Mittagstisches im Stadtteil bereits bei dem Einweihungsfest. Hier hatten die türkischen Frauen problemlos eine Linsensuppe für 100 Personen gekocht und sehr leckere Gebäckstücke angeboten. Im Internationalen Treff haben die Frauen dann entschieden, dass sie abwechselnd kochen wollen und so internationale Küchen kennen lernen könnten. Das türkische Team hat begonnen, in der Woche darauf gab es jugoslawische Küche, dann griechische usw. Beim ersten Mittagstisch kamen 13 Personen, beim zweiten Mittagstisch rund 20. Mittlerweile bieten die Frauen den Mittagstisch zwei Mal in der Woche an und im Durchschnitt kommen 50 bis 80 Personen. Zu Beginn kamen vor allem viele ältere Leute, die selber nicht mehr so gerne kochen. Manche Frauen bringen auch ein Warmhaltegefäß mit für ihre Männer, die pflegebedürftig sind. Heute treffen sich zum gemeinsamen Mittagstisch Jung und Alt, Familien, Opas und Omas, Berufstätige in der Mittagspause. Insbesondere für die älteren Menschen hat der Mittagstisch eine sehr hohe Bedeutung und wurde ein wichtiger Bestandteil im Wochenablauf. Zwei Mal in der Woche, pünktlich um halb zwölf, treffen sich die Älteren zum Essen. Für zwei bis drei ältere Damen, eine davon sitzt im Rollstuhl, haben wir einen Abholdienst eingerichtet. Für zwei bis drei andere Frauen nehmen die Nachbarn in der Regel Essen mit. Die Älteren die kommen, nehmen immer denselben Platz ein, haben die gleichen Personen um sich herum. Dadurch entsteht auch wieder ein Verantwortungsgefühl füreinander, wenn jemand krank ist, wird er vermisst. Die meisten melden sich sogar ab, wenn sie mal einen Ausflug machen. Geburtstage werden gefeiert, die Omas bringen dann mal eine Flasche Sekt mit oder was zu knabbern. Zwischenzeitlich kommen aber auch Geschäftsleute und vor allem viele Kinder nach der Schule. Die Kinder beginnen dann oft mit ihren Hausaufgaben. Sie helfen sich gegenseitig oder die Älteren fragen die Kinder ab. Vor kurzem hat eine Oma Kinderschuhe gestrickt und einer der Frauen mit Baby geschenkt. Ein Schulkind hat beim Essen einen Zahn verloren und ist dann zu jedem Tisch gegangen und hat allen stolz den Milchzahn gezeigt. Dieses Miteinander bringt einen so hohen Gewinn für den Stadtteil. Es geht weniger um das Essen, sondern viel mehr darum, in der Gruppe zu sein, Kontakt zu haben.

Neben den zwischenmenschlichen Beziehungen die entstehen und einer Verbesserung der Stimmung im Quartier ergeben sich durch dieses Projekt ja ebenfalls individuelle Qualifizierungen für Frauen. Wie sehen diese aus und wie haben Sie diese Entwicklungen unterstützt?

Gabriele Zobel: Insbesondere zu Beginn benötigte das Küchenteam Unterstützung. Wir haben erst mal in der Kirche angefragt, ob wir die Küche nutzen können und den Gemeinderaum zum Essen. Es war am Anfang aber zum Beispiel auch sehr schwierig einzuschätzen, wie viele Personen kommen. In der Anfangsphase sind die Frauen ständig nachkaufen gegangen. ▶



Eine Gruppe Zecher Frauen in einem der zahlreichen Kurse im Treff



Computerkurs



Vorbereitungen für den Mittagstisch in Zech



Miteinander essen in Lindau-Zech Foto: empirica



Fotos: Gabriele Zobel

Mittlerweile sind die Frauen richtig professionell geworden, es gibt zwei Teams à fünf Frauen, die sich abwechseln. In den Teams dominieren ausländische Frauen, die meisten sind Hausfrauen und haben – bis auf eine – keine Ausbildung. Teilweise waren die Frauen schon mit 15/16 Jahren schwanger, jetzt sind ihre Kinder zwischen acht und zehn, so dass die Frauen auch gerne wieder eine Aufgabe außerhalb der Familie wahrnehmen. Mittlerweile erhalten die Frauen auch eine geringe Aufwandsentschädigung für ihr Engagement. Aber der größte Erfolg ist vermutlich, dass sie sehr an Selbstbewusstsein gewonnen haben. Zum Beispiel hat eine ganz junge Mutter, die große Probleme hatte, ihr Leben in den Griff zu bekommen, durch die Wertschätzung und die Anerkennung, die sie im Projekt erfahren hat, wieder den Mut gefasst, eine Ausbildung zu beginnen. Sie hat ihr Kind in die Tagespflege gegeben und hat eine Ausbildung als Verkäuferin begonnen.

Eine Gruppe von jungen Frauen, die sich in dem Küchenteam sehr bewährt haben, haben einen Catering-Service gegründet, der sich „Pikant & Würzig“ nennt. Diese Idee ist auch im internationalen Frauentreff entstanden. Vor dem Hintergrund, dass es bei einigen Frauen zu Hause finanziell sehr eng ist, haben wir überlegt, wo Potenziale sind, die wir ausbauen können. Wir waren uns einig, dass das mit dem Kochen beim Mittagstisch wirklich gut klappt und wir durch die vielen verschiedenen Nationalitäten auch wirklich was Besonderes bieten können.

Durch die Unterstützung der Stadtverwaltung Lindau und der Gemeinnützigervereinigung, die den Catering-Service in der Anfangsphase oft für offizielle Anlässe engagiert haben, haben wir gute Referenzen. Unser erster Auftrag war für die GWG, die hatten ein Richtfest. Ich glaube schon, dass da auf beiden Seiten noch viel Skepsis war. Die GWG wusste nicht, was sie erwarten kann, und unseren Frauen war es zum Beispiel bei den ersten Veranstaltungen noch peinlich, in der Öffentlichkeit zu stehen und zu servieren. Mittlerweile machen den Frauen das Servieren und der Kontakt Spaß und sie tragen bei den Catering-Aufträgen einheitlich rote Schürzen mit dem Namen des Catering-Services „Pikant & Würzig“, weiße Blusen und schwarze Hosen. Ich denke, das ist auch ganz wichtig, das hat das Image verändert, dass diese Frauen adrett und gut ausschauen. Es spiegelt nicht dieses Zech was viele sich vorstellen wider, sondern die Gäste sind oft ganz überrascht bei öffentlichen Auftritten, wie toll das funktioniert, wie repräsentativ die Frauen auch ausschauen und wie professionell sie arbeiten.

Mittlerweile hat das Catering-Team ein Prospekt, doch das meiste läuft über Mund-zu-Mund-Propaganda. Also, da ruft jemand bei uns im Treff an und sagt, dass er zum Beispiel eine Kommunion feiert und 30 Personen eingeladen sind. Dann laden wir die Person meistens persönlich zum Gespräch ein, um noch einmal herauszuhören: Was für Vorstellungen hat der Auftraggeber? Was ist sein Anliegen? Mehr Fleisch oder weniger Fleisch? Oder preislich, wie viel möchte er ausgeben? Was möchte er alles drum rum or-

ganisiert haben? Blumenschmuck? Einladungskarten und dergleichen mehr. Und dann wird ein schriftliches Angebot gemacht. Wenn es zum Vertrag kommt, übernehmen wir den Auftrag und dann sind im Haus zwei Frauen, eine davon ist Türkin, die überlegen wer welche Aufgabe übernimmt: Wer macht die Einkäufe, wer kocht, wer transportiert, wer macht den Service vor Ort? Der Vorteil ist einfach, dass wir so eine große Gruppe sind und so für jeden Bereich jemanden einsetzen können. Die eine kann gut dekorieren, die andere ist gut im Service, die andere kann gut Kuchen backen oder unsere Sammy kann gut Einladungskarten entwerfen. Insgesamt ist es ein Team von 12 bis 13 Frauen.

Vor Weihnachten gab es mal einen Tag, da waren drei Weihnachtsfeiern, die bewirtet werden wollten, mit insgesamt 200 Personen und den unterschiedlichsten Angeboten. Da sind die Frauen irgendwie ins Rotieren gekommen. Dann hat sich eine ans Telefon gehängt und innerhalb kürzester Zeit sind fünf, sechs Frauen gekommen und haben geholfen. Das Tolle ist, mit welcher Verantwortung diese Frauen den Catering-Service machen, mit wie viel Liebe sie sich engagieren und wie sie sich gegenseitig unterstützen. Die Frauen, die im Catering arbeiten, verdienen einen Stundenlohn von 7,50 Euro. Ab nächstem Jahr wollen sich zwei Frauen aus dem Catering-Team selbstständig machen und Frauen aus dem Treffpunkt weiterhin stundenweise mitarbeiten.

Ältere in die Verantwortung nehmen

Aus einem guten Start vor eineinhalb Jahren haben sich viele Spin-off-Effekte entwickelt, die jetzt fast zu „Selbstläufern“ werden, wie ist das in Zech gelungen?

Gabriele Zobel: Durch den Treff in Zech sind ja noch ganz andere Projekte entstanden. Die Jugendlichen haben jetzt ihren eigenen Container bekommen, aber in der Zeit, in der sie hier im Haus waren, haben wir die Zeit genutzt, Ältere in die Verantwortung zu nehmen, die jetzt Jugendleiterschulungen machen, um im Jugendtreff auch auf die Kleineren achten zu können. Oder engagierte Bürger aus dem Stadtteil, die mit den Kindern und Jugendlichen Bewerbungstraining, Hausaufgabenbetreuung oder ein Projekt in der Metallverarbeitung gemacht haben. Über die Tatsache, dass wir viele LOS-Projekte initiiert haben, war es kein Problem, Träger zu finden, doch niemand wollte die Projektabwicklung machen. Da haben wir dann auch ein eigenes Projekt draus gemacht. Wir hatten so viele Frauen im Haus, die eine kaufmännische Ausbildung haben und jetzt in der Familienphase wieder den beruflichen Einstieg suchen. Und so hat sich ein Team von sechs Frauen gefunden, die jetzt ein Qualifizierungsbüro managen und die komplette Projektabwicklung mit Buchhaltung machen. Die Zusammensetzung der Frauen ist kunterbunt. Eine ist zum Beispiel Türkin, die leitet die Buchhaltung, eine andere ist allein erziehende Mutter mit einem kleinen Kind und die anderen

Frauen suchen auch einen beruflichen Einstieg nach der Familienphase. Die Frauen managen die Buchhaltung, führen die Belege und organisieren die Personalabwicklung. Ich denke, dass diese Frauen unheimlich viel dazugelernt haben. Sie sagen selber, dass sie vorher gar keine Chance auf dem Arbeitsmarkt gehabt hätten, weil sie nicht geübt sind, mit dem PC umzugehen, weil sie einfach zu lang draußen sind. Diese Frauen haben hier eine hervorragende Chance, sich selber zu qualifizieren.

Jetzt kennt man sich und fühlt sich heimisch

Was hat sich aus Ihrer Sicht durch die vielen Projekte in der Siedlung am meisten verändert, wie ist die Stimmung im Quartier und wie wird die Entwicklung außerhalb des Stadtteils wahrgenommen?

Gabriele Zobel: Zum einen ist es die Anerkennung, die insbesondere die Frauen durch ihre Arbeit erfahren. Der Mittagstisch oder Catering-Service, das bringt den Frauen ein ungeheures Selbstbewusstsein. Vor allem, wenn auch die anderen Bewohner im Stadtteil diese Arbeit schätzen und würdigen. Zum Beispiel bringen die Bewohner den Frauen vor den Ferien Blümchen mit, um sich für den Mittagstisch zu bedanken. Aber auch die Stimmung auf der

Straße ist viel angenehmer. Die türkischen Frauen, die hier kochen, erzählen mir, dass sie mit den älteren Leuten im Quartier früher überhaupt keinen Kontakt hatten und jetzt kennt man sich, man grüßt sich, wenn man sich auf der Straße trifft, hält man mal ein Schwätzchen miteinander. Es ist ganz viel Kommunikation entstanden. Die Frauen unterstützen sich gegenseitig bei der Kinderbetreuung, tauschen Kinderkleidung und helfen sich im Krankheitsfall aus. Insbesondere übernehmen die türkischen Frauen Verantwortung, z. B. übernehmen sie Patenschaften für Projekte in der Schule.

Wie die Stimmung im Quartier ist, wurde auch auf der Stadtratssitzung deutlich, als die Bewohner selber über die Entwicklungen im Quartier erzählt haben. Nach einem Jahr Stadtteilmanagement war das Projekt „Soziale Stadt“ auf der Tagesordnung des Stadtrats und für mich war es sehr wichtig, dass Bürger diese Stadtentwicklung präsentierten. So sind unterschiedliche Personen mit in der Stadtratssitzung gewesen. Ein Bewohner hat zum Beispiel berichtet, wie er diese Umzugsphase empfunden hat, als sein Haus saniert wurde, wie dieser Prozess abgelaufen ist. Dabei wurde deutlich, welche Skepsis er zuerst hatte, was für Gedanken durch seinen Kopf gegangen sind, als nach alternativen Wohnungen für ihn gesucht wurde und wie er sich heute fühlt, da er in einer anderen Woh-

nung lebt. Dann hat der Bürgerrat berichtet, aber auch Frauen aus dem Frauentreff und Frauen, die den Mittagstisch und das Catering übernommen haben. Es gab ein ganz positives Echo, weil der Stadtrat unmittelbar mitbekommen hat, was jetzt in Zech läuft, welche Personen engagiert sind und wie viele Bürger eingebunden sind. Die Jugendlichen hatten erst keine Lust, sich zu präsentieren, und dann hatte ich mich mit ihnen entschieden, dass sie einen kleinen Film machen. Sie waren sehr kreativ und haben eine Talkshow mit dem Thema „Vom Ghetto-Zech zum coolen Zech“ nachgestellt. Die zwei Jugendlichen, die die Moderation gemacht hatten, sind dann doch mitgegangen und haben noch ein paar Sätze zu dem Film gesagt. Auch das kam sehr gut an. Oder zwei türkische Frauen, die Neriman und die Öznuur, haben erzählt, dass sie in diesen Stadtteil gezogen sind, weil sie woanders keine Wohnung gefunden haben. Als sie nach Zech gezogen sind, haben sie gedacht, hoffentlich finden wir schnell wieder eine andere Wohnung und können hier wegziehen. Heute über diesen Treffpunkt fühlen sie sich Zuhause. Sie sind „heimisch“ geworden.